

Spukhaftes aus Bern-Altstadt

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 3

PDF erstellt am: **14.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

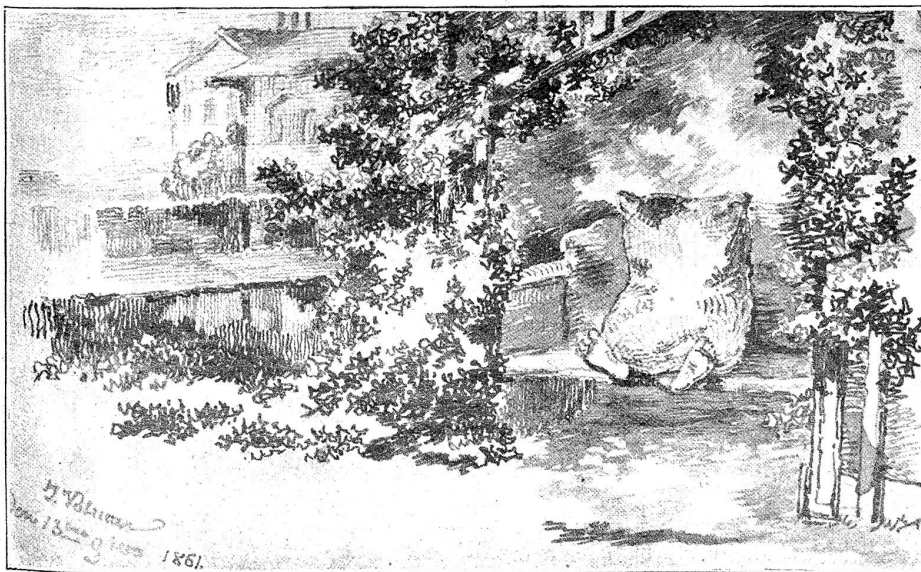
ist der nie versiegende Reichtum und die überbordende Wucht seiner künstlerischen Gestaltung nicht erklärt. Gotthelf besaß die unüberwindliche Stoßkraft des Reformators; auch sein Lösungswort war: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Die zünftige Wissenschaft fühlt sich im Grunde ihm gegenüber ziemlich ratlos. Umgehen darf sie einen solchen Koloss nicht, aber er ist ihr unbequem, zu vielseitig, zu wenig eindeutig. Sie liebt die Schablone, nicht die Artümllichkeit; sie will klare Unterschiede; aber was Gotthelf bietet, sind allgemeine Kulturfermente, keine Werke, die in eine bestimmte Kategorie sich einreihen. Der Geschichtsschreiber, der Literaturhistoriker, der Volkswirtschaftler — sie alle dürfen ihn für sich in Anspruch nehmen, aber keinem gehört er allein. Das gesamte Leben ist sein Erdreich, überall ist es verankert und eingewurzelt. In ihm kreist die Schöpferfreude der Natur, und die Natur richtet sich nicht nach einem Schema, das das menschliche Gehirn ausgebrütet.

Aus dem unendlichen Reichtum der Persönlichkeit Jeremias Gotthelfs strömen uns die Probleme in einer derartigen Fülle entgegen, daß sie in der kurzen Zeit einer halben Stunde, wie sie mir zur Verfügung gegeben ist, unmöglich auch nur angedeutet werden können. So möchte ich mir denn erlauben, Ihre Aufmerksamkeit heute abend lediglich auf zwei Hauptfragen der Gotthelfforschung zu konzentrieren. Gotthelf der Künstler und Gotthelf, der politische Reaktionär.

Die ausschließlichen Verehrer Gottfried Kellers pflegen fast widerwillig zugeben — denn ihr Meister hat es ja selbst gesagt — daß Gotthelfs Speicher allzeit übervoll waren an köstlicher Frucht. Ein Ausschauen nach Vorwürfen, nach Gedanken, nach Bildern, nach Handlung gab es für ihn nicht. Sie schlummerten in ihm und harrten seit lange der Entbindung. Seine Fruchtbarkeit äußerte sich triebhaft, sie kannte keine Grenzen. Er brauchte nur den Stift zu führen, jeder Tag schenkte ihm die gebietenden Stunden. Es ist ein merkwürdiges Spiel: Keller, der Angehörige des lebhaften, beweglichen Zürcher Schlages, ringt nach und mit dem Stoff, Jahre hindurch reift er seine Werke aus; der bedächtige Berner dagegen greift mit unerhörter Kühnheit zu und zwingt mit einem elementaren Rud die künstlerische Tat. Gotthelf bezeichnet im Bauernspiegel als den Charakter des Bernervolkes „Das Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu stehen kommt.“ Wenn aber einmal diese Passivität, um nicht an sich selbst zugrunde zu gehen, zum Uberschäumen sich wandelt, wenn diese ungeheure potenzielle Energie in kinetische sich umsetzt, dann spottet sie aller Schranken, dann ist's der Ausbruch eines Bergsees. „Ein

solcher See,“ bekennt Gotthelf von sich selbst, „bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führet Dred und Steine mit in wildem Graus.“ In der Tat: Gotthelfs Muse trägt keine hellenischen Züge, sie ist keine Tochter der Mnemosyne, sie anerkennt keine Tradition; sie hat etwas Ungebändigtes, Amazonenhafte, sie baut sich durch nie betretene Felschluchten, über jähe Abstürze einen eigenen Weg zum Gipfel des Parnass.

Wir suchen demnach bei Gotthelf umsonst jenen ästhetischen Formwillen, der zum Worte sagen kann: „Verweile doch, du bist so schön!“ Dem heiligen Geist seiner Sendung bedeuten Stil- oder gar Interpunktionsfragen etwas höchst Nebenächtliches. Alles ist dem Gesamtzweck, der sittlichen Idee untertan; ihr diene jede Schilderung, kein Geschicknis wird bloß um des Geschicknisses willen erzählt. Aber dieser Idee eignet eine derart lebendige Prägung, sie wirkt so eminent plastisch, daß der Leser sofort fasziniert wird, und daß ihn sogar auffallende Widersprüche nicht im mindesten stören. In „Mi der Knecht“ zum Beispiel erfahren wir gleich zu Anfang bei Anlaß des Hurnuzens, daß der Held der Erzählung weder schreiben noch Geschriebenes lesen kann. Doch auf der „Glungge“ kommt er regelmäßig am Sonntag mit seinem Schreibzeug angezückt, liest Briefe seines frühern Meisters und legt welche an ihn auf. Und der gleiche Mi vermag später, als er längst Bächler geworden ist, nur mit großer Not und vielem Buchstabieren das verhängnisvolle Papier zu entziffern, das der Schittere, nicht mehr ganz zurechnungsfähige Zoggeli unterschrieben hat. Die Leser sind sicherlich zu zählen, die sich dieser Merkwürdigkeiten überhaupt bewußt geworden sind, und Gotthelf ist es nicht eingefallen, sie für die verdeutschte Neuauflage zu ändern. Sie blieben ihm wohl selbst verborgen. Was er in einer begeisterten Stunde gebat, das vertrat im Grunde keine späteren Zusätze mehr. Und wenn er, dem Zwang der Verhältnisse oder den Bitten eines Verlegers gehorchend, trotzdem sich zu solchen bequeme, so sind sie belanglos, treffen Unwesentliches oder fallen aus dem Rahmen der ursprünglichen Diktion heraus. Darum halten wir uns für unsere im Verlag von Eugen Rentsch erscheinende Gesamtausgabe wo immer möglich aus Druckmanuskript, und wo kein solches vorhanden ist, an die Erstausgabe. Gotthelf selbst waren derartige Bearbeitungen der eigenen Werke im Innersten zuwider, und in seiner Familie lebt die Erinnerung daran fort, daß der Vater nie in einer schlechteren Laune, nie in einer gereizteren Stimmung sich befand, als wenn er Druckbogen zu korrigieren hatte. (Schluß folgt.)



J. Volmar (1796—1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Der betrügerische Müller

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Volmar.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Der betrügerische Müller.

In einer Mühle in der Matte lebte ein Müller, der sich durch allerhand grobe Unredlichkeiten gegenüber seinen Kunden nach und nach bereichert hatte. Für seine Betrügereien mußte er nach dem Tode büßen. Als Nachsah, aus dem zwei menschliche Füße ragten, sah man ihn zwischen zwölf und ein Uhr nachts auf der Bank in seinem Gartenhäuschen, in dem er sich in seinem Leben viel aufgehalten hatte, sitzen.